

Schweizerdeutsch

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **32 (1937)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-172875>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerdeutsch

Sehr verehrter Herr Guggenbühl,

Ihre Schrift „Warum nicht Schweizerdeutsch?“ habe ich mit Vergnügen gelesen und bin auch mit recht vielem einverstanden. Nicht mit allem zwar, und darum möchte ich gern mit Ihnen ein Wort reden.

Dass unsere Volkssprache vom Untergang bedroht sei, glaube ich nicht. Ich weiss kein Beispiel, wo bei uns Eltern mit Kindern oder der Freund mit dem Freunde hochdeutsch sprächen, und wenn bei uns ein junger Mann zu einem Mädchen sagte „Ich liebe dich“, so ist zu wetten, dass die schöne Erklärung im Gelächter fortgeschwemmt würde. Es ist also nicht so, dass man nur für das Gewöhnliche und Niedrigste die Mundart braucht, sondern gerade für das Herzlichste, Echteste und Innerlichste.

Die Gefahr liegt eher wo anders: in einer Vernachlässigung, Missachtung, fast möchte ich sagen Verluderung der Sprache, die bei uns bös um sich gegriffen hat und Mundart und Schriftsprache in gleicher Weise bedroht. Es gibt ein Gemach im Schweizerhaus, das nie gelüftet und ausgemistet wird, so dass es im ganzen Hause nicht so gut riecht, wie es sollte, und das ist eben die Sprache. Die Sprache, die die halbe Seele ist. Sie selber sagen es ja, wie selten die Mutter bei uns die Kinder zum hübsch und sauber Sprechen anhält, und hier könnten wir von den welschen Miteidgenossen viel lernen, auch von den Tessinern, auch von den Ausländern, so weit die Welt ist.

Dass gerade viele Akademiker in ihren Sprech- und Schreibgewohnheiten das böseste Beispiel geben, ist leider nur all zu wahr. Und das zeigt uns die Wurzel des Uebels: *schlecht Schweizerdeutsch reden, kommt vom schlecht Hochdeutsch reden*. Der Bauer, der Hochdeutsch höchst selten redet, spricht seine Mundart rein; viele akademische Gewerbetreibende und Politiker, die einen furchtbaren Stil sprechen und schreiben, sind — und wenn sie es auch nicht wahr haben wollen — die Totengräber des Schweizerdeutschen. Dass man beide Sprachen mit höchster Vollendung bemeistern kann, zeigt uns einer, der zwar kein Schweizer, aber doch in Basel geboren und auch von schweizerischer Abstammung war: Johann Peter Hebel, dessen alemannische Gedichte zuerst bewiesen, dass die Mundart die tiefsten Geheimnisse des Herzens zu enthüllen vermag, und dessen hochdeutsche Erzählungen ihn als unser aller unerreichten Meister in der Stilkunst erweisen.

Zu einem guten Deutsch gehört aber vor allem, dass man die Fremdwörterei aufgibt. Nicht wegen Blut und Boden und derlei Dingen, sondern einfach, weil das gut Schreiben mit Fremdwörtern (auch mit Fremdwort-Ersatzwörtern wie Belange usw.) noch nicht erfunden ist und auch nie erfunden wird. Das entspricht übrigens bester schweizerischer Ueberlieferung; Gotthelf braucht sie selten, Gottfried Keller umso weniger, je feiner er seine Edelsteine schleift, in den Sieben Legenden findet man vielleicht gar keine. Und auch Ihre Schrift, lieber Herr Guggenbühl, wird in der zweiten Auflage Ihnen selber viel besser gefallen, wenn

Sie auf jeder Seite ein halbes bis ein ganzes Dutzend Fremdwörter durch Besseres ersetzen. Der Heimatschutz macht sich wenig daraus, wenn man ihm „offizielle Sympathien“ entgegenbringt, das ist ihm zu wenig und zu kalt; wenn er aber auch in den Behörden überall treue und aufrichtige Freunde hat, so wird er sich sehr darob freuen. Woraus sich das „Groteske der Situation“ oder das Nürrische an der Geschichte erklärt. Und dass wir das nun den Welschen zu liebe sogar in der Mundart „kompliziert“ statt ganz verzwickt finden sollen, das glauben Sie doch wohl selbst kaum. Denn unsere anderssprachigen Miteidgenossen haben sprachlich nur dann etwas von uns, wenn wir ein sauberes Deutsch reden, und sie gewinnen unser Schweizerdeutsch nur dann lieb, wenn wir es selbst mit Liebe, das heisst sauber sprechen. Ganz abgesehen davon, dass die Fremdwörterei ein Hindernis bei der Erlernung des Französischen ist. Jenseits der Sprachgrenze ist ein „Perron“ etwas ganz anderes, und ich weiss noch gut, wie ich in Paris von einem Dutzend Warenhausmädel ausgelacht wurde, als ich Galoschen kaufen wollte.

Was soll nun geschehen? Es freut mich, dass auch Sie das Bundes-Alemanisch, Marke Bär, ablehnen, das mich an den Bundes-Pansch-Wein vom vorigen Jahre gemahnt. Was uns am Wein erfreut, ist der Erdgeschmack, nach Lage und Jahrgang ewig neu, und so ist es auch mit den Mundarten. Und darum verspreche ich mir nichts anderes als Gepansch davon, wenn sich die Schule mit der Volkssprache befassen soll, eine Wochenstunde bis zur Reifeprüfung, wie Sie vorschlagen, also rund 700 Stunden; was soll man damit anfangen? Wollen Sie wirklich, um im schönen Kanton Zürich zu bleiben, dass ein Lehrer aus Feuerthalen oder aus Buch am Irchel in Sellenbüren die Mundart befruchten soll? Und sollen nun wirklich jene Lehrer, die unsere Kinder „Schmärtterling“ sagen lehrten, zu Hütern der Mundart werden?

Nicht der Lehrer, der irgendwoher aus der Ferne kommt, sondern zu allererst das Elternhaus, wenn man dort Sinn dafür hat, und dann die heimatlichen Vereinigungen eines Dorfes, Heimatstube, wenn eine solche da ist, oder Trachtengruppe, sind die zuständigen Pfleger der örtlichen Mundart. Sie sollten dafür sorgen, dass auf gepflegte Weise gesprochen wird, dass zum Vergleich heimatliche Dichtung zum Wort kommt, dass Meinrad Lienert oder Simon Gfeller oder der ganz ausgezeichnete Basellandschafter Traugott Meyer vorgelesen wird, womöglich durch einen Gast, der in der betreffenden Sprache zuhause ist.

Und dann möchte ich Ihnen noch sagen, dass mir immer ganz übel dabei wird, wenn man vom Deutschen als von einer Fremdsprache oder vom Reichsdeutschen redet. Weder die Bibel noch der Faust noch der Grüne Heinrich, weder der Tell noch das Annebäbi Jowäger sind für mich in einer Fremdsprache geschrieben, sondern in der meine Mutter mich beten und singen gelehrt hat. Und als gelegentlicher Radiohörer muss ich sagen, dass ich das vorbildlichste Deutsch heute selten aus dem Reich, sondern weit öfter aus Wien höre. Man sagt dort zwar „beiläufig“, wo man auf deutsch „ungefähr“ und bei uns „circa“ sagt, und man sagt „am Markt“ statt „auf dem Markt“, doch das tun wir ja auch schon. Aber man hat dort einen liebenswürdigen Ton, der sich in Deutschland wegen der Schneidmeierei leider

verliert. Und man sieht, dass man ein Deutsch mit örtlicher Färbung reden kann, das doch ein schönes Deutsch ist.

Und weil wir gerade vom Radio reden, möchte ich noch ein Weiteres sagen. Nämlich, dass dort die Berner nicht nur die beste Mundart, sondern meistens auch das anständigste Deutsch sprechen; Otto von Greyerz hat nicht umsonst gelebt. Es gibt aber auch Ausnahmen. Kürzlich vernahm man da ein Hörspiel, inhaltlich zwar nicht schlecht. Aber der eine der Sprecher erging sich in einem gespuckten Berner Hochdeutsch, der andere in einem ebenso fürchterlichen Schaffhauser Hochdeutsch; es war zum Wälzen. Ersatz für 's Cornichon. Denn so gerne man überall ein gutes Berndeutsch hört, so sicher macht man sich jenseits der Kantonsgrenze mit einem Berner Hochdeutsch lächerlich und unmöglich, und mit dem Schaffhauserischen ist es genau das nämliche.

Uns Heimatschützlern ist also nicht so sehr an mehr Schweizerdeutsch als an besserem Schweizerdeutsch gelegen. Es ist uns nicht so sehr daran gelegen, dass man überall in der Landesbauart baut, als dass das in der besten Form geschieht. Es ist uns nicht so sehr daran gelegen, dass man wieder Landestracht trägt, als dass es währschafte Trachten und keine schnöden Fähnchen sind.

Womit sich Ihnen in beste Erinnerung bringt Ihr sehr ergebener

Albert Baur.

Heimatschutzbücher

Hilty H., Chomm mit, mer wend üs freue! Gedichtli, Gsprööch und Gschichtli i Sanggaller Mundart. (170 S., brosch. 3.25, gbd. 4.25 Fr.)

Das Fürstenland mit seiner Hauptstadt St. Gallen gilt für die Mundartliteratur als kärgliches Erdreich. Dieser Mangel war bisher für die untere Stufe der Volksschule, welche eines soliden muttersprachlichen Grundes bedarf, besonders fühlbar, und so behalfen sich die st. gallischen Lehrer derselben schlecht und recht mit Entlehnungen aus andern Dialektgebieten. Dem abzuhelpen, hat Dr. Hans Hilty, der rührige Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Sprache in St. Gallen, eine Sammlung von spontan für diesen Zweck entstandenen Gedichten und Erzählungen durchgeführt, die erstaunlich ergiebig ausgefallene Produktion gesichtet und sprachlich gewissenhaft in Ordnung gebracht. Nun liegt ein reichhaltiges, in Druck und Ausstattung mit 24 Scherenschnitten gediegenes Bändchen vor, das weit über seinen Schulzweck hinaus den Heimatschutz- und Volkskundeleuten Freude bereiten wird. In einem erweiterten Sonderdruck „**Onderem Freudeberg**“ sind die Beiträge, poetische und bildliche, der erfolgreichsten Mitarbeiterin, Frida Hilty-Gröbly, vereinigt worden.

In beiden Büchlein kommt die gute, alte Zeit zu ihrem Recht, und auch, wo von Unwiederbringlichem die Rede ist, wirkt allein schon die heraufbeschworene Erinnerung vertiefend und veredelnd. Aber nicht nur die besondern Kapitel vom „Chinderfescht, Jahrmaart, Chlaus, I dr Heimat“, alles, „Was s' Jahr bringt, was s' Lebe bringt“, hat Heimatwert in dem Sinne, wie Wildhelm Busch die „Muttersprache“ versteht: Um eine Sprache von Herzen sein eigen nennen zu können, muss man etwas sehr Wichtiges darin erlebt haben, nämlich die Kindheit. Nur was in der Sprache dieses meines Paradieses geschrieben ist, kann mich rühren in innerster Seele. Wer zum Herzen dringen will, schreib' in seiner Muttersprache.

H. E.

✱

Unser Jahresbott findet am 11. und 12. September in Brienz, Interlaken und Spiez statt. Wir bitten unsere Freunde, sich diese Tage frei zu halten. Programm folgt später.